

Mit poetischer Begierde
Zur Kunstvereinsausstellung im Schloss mit Bildern von Felix Wunderlich
Von Barbara Kaiser

Er habe schneller gedacht als geschrieben, antwortet Felix Wunderlich danach befragt, warum es die Malerei sein musste. Sehr früh schon habe er viele Dinge gesehen und sich überlegt, wie er die reflektieren könne. „Denken und Malen geht besser“, lautete deshalb die Quintessenz. „Entweder man meditiert oder stürzt sich rein“ in ein Bild. Das Ergebnis sind 38 Werke, die noch bis zum 4. Mai 2014 im Schloss Holdenstedt zu sehen sind.

Es ist latente Versuchung, mit einer Spielerei um den Namen des Künstlers zu beginnen. (Obwohl der Vernissageredner Volker Tlusty diesen Text nicht kennen konnte, weil der vor der Veranstaltung fertig war, sah er es genauso!) Felix Wunderlich: Ein Name aus einem Wort, vom Althochdeutschen „wuntarlîh“ her kommend, das Verwunderung, Erstaunen zu erregen verspricht. Der Glückliche (Felix – das nun wieder aus dem Arabischen) also, der uns Seltsames, Wunderbares, bringt...

Wunderlich malt mit poetischer Begierde. Er ist ein rechter Compositeur und überschüttet den Betrachter mit einem Reichtum an Bild-Erfindungen, die Anspruch und Ironie zur Genüge besitzen und mit Versatzstücken der Kunstgeschichte frei spielen. Man denkt an Louis Aragons Wort vom „Rauschgift Bild“. Die großen und kleinen Formate sind Herausforderung und Refugium; für den Künstler und den Besucher.

Felix Wunderlich ist im Jahr 1976 in Freiburg geboren. 1996 beginnt er ein Kunsterziehungsstudium an der Universität Essen, wechselt jedoch nach einem Jahr zur freien Malerei nach Düsseldorf. Im Jahr 2001 schließt er das Studium ab, seine Ausstellungstätigkeit datiert ab dem Jahr 1998.

Die Kunstgeschichte ist dem Maler, der heute in Berlin lebt und behauptet, er wisse über die eigentlich gar nicht so viel oder habe es vergessen, eine Spielwiese. O, ein Cranach, denkt man entzückt, um sich danach gleich zu korrigieren, weil anderes an Gustav Klimt erinnert. Dabei sollen wir doch nicht Vergleiche herbei zitieren, sondern den Maler sehen, der mal ruppig, explosiv und laut dann wieder still, innig, voller Glanz seine Bilder vor unser Auge stellt, die er mit eindringlicher Sympathie erschuf.

Wunderlich beginnt dafür nicht mit der leeren Leinwand, sondern benutzt Flächen mit Rückständen früheren Arbeitens. Pinselabstreichungen oder gar Kleckse darauf verwendet er wieder, die sind für ihn Ausgangspunkt. Auf Spurensuche begibt er sich durch Abwaschen, Aufhellen, Eingrenzen. Er wühlt sich unter eine vorhandene Haut, um Neues zu finden, zu erfinden. Aus einem dunklen Farb-Ursumpf - „Sie können es auch Ursuppe nennen“ (womit wir schnell beim Urknall und Albert Einstein wären) - treten dem Künstler irgendwann Gesichter und Gesichte entgegen, an denen er weiter arbeitet.

So entstehen seine Raum-Kraft-Konstruktionen wie zum Beispiel „Bodybuilding Contest“. Man bräuchte den Titel in dem Fall gar nicht zu kennen, das Spruchband „Rote, grüne, gelbe blaue, lieber Martin, komm und schau“ sagte alles. Hauptakteure sind ein paar Männer in den typischen Posen dieser Angeberwettbewerbe. Voll gepumpt mit Muskelaufbaupräparaten, roten, grünen, gelben oder blauen Pillen, die das Hirn leider nicht mitwachsen lassen. Protzend vor einem dunklen Tannenwald á la Matthias Claudius (einen Mond gibt es auch), eine riesige Sprechblase daneben, die aber leer bleibt. Stichwort: Kleinbleibendes Hirn! Diese Männer haben nichts zu sagen, außer vielleicht, dass sie sich schön finden.

Ganz anders das Kleinformat „Der Papst“. Ein Zwitterwesen aus Harlekin und Kardinal – wie bezeichnend. Die Kappe und Balletttänzerstrumpfhose (wie entblößend!) in Carpaccio-Rot, ein Beinschlenker in der Luft, einen festen Stand(punkt) gibt es nicht. Ein Titel und ein Bild für ergiebige Elogen!

Dem Künstler liegt offenbar an der Imagination des Betrachters. Der soll sich in einer Art des Entdeckens dem Kunstwerk nähern und es nicht „bewältigen“. Wunderlich geht es nicht um ikonografische Eindeutigkeit oder exakt entschlüsselbare Bilder. Seine „Indianerin“ ist eine wunderschöne, aber auch gefährliche Frau. Nicht nur, weil sie ein Messer zur Hand hat, auch wegen des Blicks, wie sie uns anschaut. Weist der gelbe Luftballon auf den Sonnenkult der Inka?

Beschwört der Maler das Irrationale, weil er in dieser rationalen Welt keine Haltepunkte mehr sieht? Oder verraten seine Werke etwas von den Dramen dessen, der auf die verwirrenden Fragen der Existenz Antwort sucht?

Etwas Besonderes in der Ausstellung sind die Porträts. Es wird sich herausstellen, dass der erste Renaissance-Eindruck ausschließlich auf die Kopfbedeckung zurückzuführen ist. Das ist so etwas wie Gleichmacherei, denn die Physiognomien könnten unterschiedlicher nicht sein. Hier ein naiver Kinderblick, dort einer aparter Hochmütigkeit. Lieblich blicken die Gesichter, ratlos manchmal, erotisch, mit geöffneten Lippen, auch. Sie leuchten aus sich heraus und ziehen unseren Blick an. Und wie Kopfputz einen Ausdruck verändert, ist zu besichtigen in einem Video, das der Künstler auf seiner Homepage vorstellt.

Die Ausstellung ist Panoptikum und Zaubergarten. Irrweg und Geborgenheit. Rätsel und Klarheit. In jedem Bild etwas anderes. Wunderlich eben. Und Wunder.

31. März 2014